

Die Morgenandacht

Montag bis Samstag, 5.55 Uhr (NDR Info) und 7.50 Uhr (NDR Kultur)

20. – 25. September 2021: „Der Gott der Dichter“

Von Christoph Andreas Marx, Religionslehrer und Schriftsteller aus Minden

Gott und der Glaube waren und sind Themen in der Dichtung. Schon immer wandten sich Dichterinnen und Dichter in ihrer Lyrik an Gott und rangen manchmal auch mit ihm.



Der Autor

Redaktion:
Radiopastor Marco Voigt

Evangelische Kirche im NDR
Redaktion Kiel
Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Tel. (0431) 55 77 96 10
www.ndr.de/kirche

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung der Ev. Kirche im NDR zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Montag, 20. September 2021

*O Kraft der Weisheit, die Du in ewigen Bahnen kreist,
alles umfassend, auf dem einen Weg, der Leben hat; die Du drei Flügel hast,
einen, der sich in die Höhe schwingt,
einen anderen, der sich auf der Erde müht,
einen dritten, der allüberall schwingt.
Lob sei Dir, o Weisheit.*

Hildegard von Bingen, von der diese Worte stammen, muss eine ungewöhnlich beeindruckende Persönlichkeit gewesen sein. Als Äbtissin steht sie dem von ihr gegründeten Frauenkloster vor, auf dem Rupertsberg nahe der Stadt Bingen. Sie führt einen ausgedehnten Briefwechsel mit Persönlichkeiten ihrer Zeit wie Kaiser Friedrich Barbarossa, dem Gründer des Zisterzienserordens Bernhard von Clairvaux oder Papst Eugen III. Sie verfasst Schriften über Medizin und Kosmologie, komponiert Lieder und schreibt Gedichte.

Hildegard ist untypisch für ihre Zeit – gerade auch als Mystikerin. Was sie in der Stille erlebt, nennt sie selbst „Schauungen“: *Was ich sah, empfing ich nicht im Traum, nicht im Schlaf, nicht durch die leiblichen Augen oder die äußeren menschlichen Ohren, sondern durch die Augen und die Ohren des inneren Menschen, wie Gott es wollte.*

Seit ihrer Kindheit erlebt Hildegard mystische Gotteserfahrungen, die ihren Glauben mindestens ebenso prägen wie das Studium der Heiligen Schrift. Sie entwickelt dadurch eine ungebrochen bejahende Haltung zur Welt, ist fasziniert vom Wunderbaren in allem Seienden. Das kann man sehen, wenn man nur ein Auge dafür hat und auf scheinbar selbstverständliche Dinge mit kindlicher Offenheit zugeht. Dann sieht man in einem einfachen Blatt oder einer Vogelfeder, wie vielfältig und vollkommen die Natur ist. Man kann über die Ordnung in allen Dingen staunen: über die Vorhersagbarkeit der Sternenbahnen, die Zyklen der Jahreszeiten, die Harmonien in der Musik oder die verlässliche Wirkung der Heilpflanzen: All dies gibt Hildegard Vertrauen in die Schöpfung und ihren Schöpfer. Sie ist erfüllt von der Gewissheit, dass es eine Macht gibt, die voller Weisheit in allem wirkt. Doch der Segen dieser Gewissheit soll auch in die Welt zurückwirken. Darin sieht Hildegard die Aufgabe des Menschen. Sie schreibt:

*Der Mensch ströme ein Wohlwollen aus auf alle, die da Sehnsucht tragen.
Ein Wind sei er, der den Elenden hilft, ein Tau, indem er die Verlassenen tröstet,
und Regenluft, indem er die Ermatteten aufrichtet und sie mir Liebe erfüllt
wie Hungernde, indem er ihnen seine Seele hingibt.*

Dienstag, 21. September 2021

*Wohin gedenckstu dann mein Sinn?
Ist doch Europa gantz voll Kriegen*

*Es ist ja warlich kein Gewinn
Von einem stets zum andern fliegen.*

Sibylla Schwarz, die diese Worte schreibt, ist geboren und gestorben im Dreißigjährigen Krieg. 1621, vor 400 Jahren, kommt sie in einer wohlhabenden Greifswalder Familie zur Welt. Doch schnell ist es vorbei mit der glücklichen Kindheit. 1627 wird Greifswald von den Truppen Wallensteins zerstört und geplündert. Zwei Jahre später herrscht eine Hungersnot. Dann erreicht auch noch die Pest die Stadt. Sibyllas Mutter stirbt daran. 1631 erobern die Truppen des schwedischen Königs Gustav Adolfs die Stadt. Sibylla wird später schreiben:

*Pfui / Pfui dich an du schnöde Welt
du trübe Jammer=Schule
du Störefried / du Kummerfeld
du rechter Satans=Buhle!
fahr hin / fahr hin / ich lasse dich
Gott / mein Erlöser fordert mich.*

Sibylla Schwarz wird mit siebzehn Jahren sterben. Sie hinterlässt ein literarisches Werk, das bis heute beeindruckt. Wie ist es möglich, dass ein junges Mädchen solch makellose Sonette, Oden und Lieder schreibt? Offenbar hat sie eine gute Bildung genossen. Sibylla lernt Latein, kennt die Mythologie der Antike bestens und hat das „Buch von der deutschen Poeterey“ des Martin Opitz gelesen, das Handbuch der barocken Dichtkunst. Schreiben wird zu ihrer Leidenschaft:

*Ich weiß nicht, wo ich bin, mein Herz beginnt zu funken,
Durch ungewohnten Brand, die Sprach ist ungehemmt,
Die Feder ist voll Saft und gänzlich ungezähmt.*

*Sibylla liebt die Musik:
Die Music mein ich hier / die Sinn und Muht durchdringet
und mit der Liebligheit biß in das Marck erklinget.
wo nichts anders sonst des Menschen Muht bewegt
da ist sie offters / die den Geist in ihm erregt.*

*Sibylla liebt die Liebe:
Ist Lieb ein Feur / und kan das Eisen schmiegen
bin ich voll Feur / und voller Liebes Pein
wohrohn mag doch der Liebsten Hertze seyn?*

Und sie besitzt einen unbeirrten Glauben. Mal formuliert sie ihn als Gewissheit, mal wie ein Gebet:

*Laß deinen Freuden=Geist mich trösten für und für
und wenn mich alles läst / so bleib nuhr du bey mir!*

Sibylla sieht den Sinn ihres Schreibens darin, das Göttliche zu erfassen, das, was himmlisch ist und alles durchdringt. So schreibt sie, quasi als ihr Credo:

*... nuhn / ich will immer auch bey meinen Worten bleiben
und steigen mit dem Sinn des Himmels Leiter an
ein jeder sey bereit / daß er mir folgen kan.*

Mittwoch, 22. September 2021

*Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.*

Sehnsucht, das ist eines der großen Leitmotive in den Gedichten des Josef von Eichendorff, jenes vielleicht letzten Vertreters einer Epoche, die man Romantik nennt und die mit dem leicht dahinplätschernden Wohlgefühl, das wir heute romantisch nennen, ganz und gar nichts zu tun hat. Eichendorffs Sehnsucht kennt den Blick in Abgründe und weiß um das Scheitern des Menschen.

Er schaut den Menschen auf ihrer Wanderschaft, ihrem Lebenswege, zu. Sieht, wie sie im Frühling ihres Lebens voller Elan und Idealismus in die Welt hinausgehen, um ihre Erfüllung zu finden. Sie wollen „was Recht's in der Welt vollbringen.“ Doch es gelingt ihnen nicht. Sie geben sich zufrieden mit einer biederen, mittelmäßigen Existenz oder zerreiben sich an Herausforderungen und Lockungen. Im Winter ihres Lebens müssen sie einsehen, dass sie gescheitert sind.

Warum ist es so schwer, seinen Weg zu finden? „Ach Gott, führ uns liebeich zu Dir!“, wünscht sich Eichendorff für all die Vielen, die auf der Suche nach sich selbst und nach Erfüllung sind. Und er weiß, dass es für uns Menschen wohl fast unmöglich ist, diese Welt zu verstehen:

*Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.*

Genau dieses Zauberwort zu treffen, das fällt uns so unglaublich schwer. Doch manchmal, so Eichendorff, vermag das Göttliche, der Sinn dieser Welt, für einen Augenblick wie durch einen Schleier auf das Irdische hindurch zu scheinen. Dann ist's,

*... als hätt' der Himmel / Die Erde still geküsst,
Dass sie im Blüten-Schimmer / Von ihm nun träumen müsst'.*

Eichendorff versucht hier nicht weniger, als eine Erfahrung in Worte zu fassen, die man in Worte doch nicht fassen kann. Er sieht das Göttliche in der Natur wirken. Und das lässt ihn auf Gott vertrauen. Lässt ihn dankbar sein. Er weiß sich geborgen, wenn ihm dieses Göttliche in einer Mondnacht erscheint und er es mit allen Sinnen erfahren und aufnehmen kann. Die letzten Verse seines Gedichtes „Mondnacht“ benennen keine Gewissheit, aber sie sind sicher mehr als eine Ahnung:

*Und meine Seele spannte / Weit ihre Flügel aus.
Flog durch die stillen Lande, / Als flöge sie nach Haus.*

Donnerstag, 23. September 2021

*Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren laß die Winde los.*

*Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
gieb ihnen noch zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein.*

Im Herbst 1902 zieht Rainer Maria Rilke nach Paris und erlebt dort eine Zwischenzeit seines Lebens. Sein Gedicht „Herbsttag“ gleicht einem Gebet. Rilke wendet sich an den Herrn, bittet ihn, die Zeit noch etwas anzuhalten, ahnt, dass der Herbst seines Lebens naht und möchte den Sommer mit umarmenden Reimen halten, solange es möglich ist. wohlwissend, dass das Vergehen der Zeit nicht aufzuhalten ist.

Unter den Lyrikern des 20. Jahrhunderts zählt Rilke fraglos zu jenen, die das Thema des persönlichen Glaubens in besonderer Weise zur Sprache gebracht haben. Dabei wandelt sich Rilkes Glaubensausdruck über die Jahre. Späte Gedichte sprechen nicht in der Weise, wie das in den „Stundenbüchern“ geschieht, die Rilke bereits als 25-jähriger entwarf. Damals hatte ihn auf zwei Reisen durch Russland die Begegnung mit der Frömmigkeit der orthodoxen Kirche inspiriert. So präsentiert sich der Dichter in den „Stundenbüchern“ als junger Mönch, der in einer großen Zahl von Gedichten um Gott und das Rätsel unseres Daseins kreist. Auffallend ist, dass viele dieser Gedichte mit einem Ich oder einem Du beginnen. In wechselnder Perspektive scheint Rilke das Verhältnis von Gott und Mensch abzuwägen und auszuloten. Als Andacht kommen seine Gedichte daher, als Ausdruck des Vertrauens auf ein unfassbares Gegenüber.

Später lässt Rilke zunehmend die Frag-Würdigkeit des Glaubens in Erscheinung treten. Immer schwerer scheint es ihm, das Fundament der Welt zu benennen. Und dennoch: Als wäre ihm auch der Zweifel selbst fragwürdig, entstehen immer wieder Gedichte, die dem Vertrauen in das Sein unverwechselbare Worte verleihen. Im Jahre 1902 schreibt Rilke ein weiteres Herbstgedicht:

*Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.*

*Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.*

*Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen,*

*Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.*

Freitag, 24. September 2021

*Einer ist da, der mich denkt.
Der mich atmet. Der mich lenkt.
Der mich schafft und meine Welt.
Der mich trägt und der mich hält.
Wer ist dieser Irgendwer?
Ist Er ich? Und bin ich Er?*

Worte wie diese traut man einer Großstadtdichterin aus dem Berlin der 20er und 30er Jahre kaum zu. Mascha Kaléko ist zu dieser Zeit gut bekannt in der Szene der Stadt. Geboren 1907 als Kind jüdischer Eltern in Galizien kommt sie 1914 nach Deutschland. Mascha arbeitet tagsüber als Kontoristin, doch nach Büroschluss zieht es die junge Frau dorthin, wo sich die künstlerische Avantgarde Berlins trifft, etwa ins Romanische Café, wo sie Schriftsteller wie Kurt Tucholsky, Bertolt Brecht oder Erich Kästner kennenlernt. Mit frechen, fröhlichen Gedichten, ganz im Stil der Neuen Sachlichkeit, wird sie bekannt. Sie schreibt über die Großstadt, über die Liebe und über ein Leben, das sie in vollen Zügen bejaht und in dem sie einen Sinn sieht:

*Wenn auch die Neunmalklugen ihn nicht sehn.
Man kann nicht alles mit dem Kopf verstehn!
Ich freue mich. Das ist des Lebens Sinn.
Ich freue mich vor allem, dass ich bin.*

Seit 1929 werden ihre Gedichte in der renommierten Vossischen Zeitung und in der satirischen Wochenzeitschrift Simplicissimus gedruckt. 1933 erscheint ihr erster Gedichtband bei Rowohlt. Doch bald sorgen die Nationalsozialisten dafür, dass ihre Werke nicht mehr gedruckt werden. 1938 emigriert sie nach New York. Was dann in Deutschland geschieht, erlebt Mascha Kaléko aus der Ferne und reagiert darauf mit beißendem Spott:

*Ich möchte in dieser Zeit nicht Herrgott sein
Und wohlbehütet hinter Wolken thronen,
Allwissend, dass die Bomben und Kanonen
Den roten Tod auf meine Söhne spien.
Doch wie es scheint, ist Seine Heiligkeit
Auch für das frömmste Lämmlein nicht zu sprechen.*

Das Grauen dieser Zeit lässt den Ton der Gedichte Mascha Kalékos ernster werden. Und doch bleibt da immer noch ein Gegenüber:

*Herr, unser kleines Leben – ein Inzwischen,
Durch das wir aus dem Nichts ins Nichts enteilen.
Und unsre Jahre: Spuren, die verwischen,
Und unser ganzes Sein: nur ein Einstweilen.*

Mascha Kalékos Religiosität lässt sich schwer fassen. Sie ringt mit ihrem Gott. Aber sie bleibt ihm zugeneigt:

*Wir haben keinen Freund auf dieser Welt.
Nur Gott. Den haben sie mit uns vertrieben.
Von all den vielen ist nur er geblieben.
Sonst keiner, der in Treue zu uns hält.*

Samstag, 25. September 2021

Wenn jemand sucht, sagte Siddharta, dann geschieht es leicht, daß sein Auge nur noch das Ding sieht, das er sucht. Suchen heißt: ein Ziel haben. Finden aber heißt: frei sein, offen sein, kein Ziel haben.

Hermann Hesse, Nobelpreisträger und Autor weltberühmter Romane wie „Siddharta“ oder „Narziss und Goldmund“ ist zeitlebens ein Suchender gewesen. Hesse kommt 1877 in einer Missionarsfamilie zur Welt. Als Kind ist er oft rebellisch, in der Schule eckt er an. Früh wendet er sich gegen die pietistische Tradition seiner Eltern. Er schreibt: *Ich habe nie ohne Religion gelebt und könnte keinen Tag ohne sie leben, aber ich bin mein Leben lang ohne Kirche ausgekommen.*

Kirchen sind für Hesse Institutionen, die den freien Geist einengen. Hinzu kommt, dass es nicht die eine, wahre Religion gibt. Er schreibt: *Ich glaube, eine Religion ist so gut wie die andere. Es gibt keine, in der man nicht ein Weiser werden könnte, und keine, die man nicht auch als dümmsten Götzendienst betreiben könnte.*

Es kommt darauf an, sich aufzumachen, den verborgenen Gott zu finden, den „jedes Volk, jede Zeit, jeder Einzelne auf seine Art aufnimmt“, für den „immer neue Formen entstehen“. In einem Brief bekennt sich Hesse zu diesem Gott: *Ich werde von seiner*

Existenz gerade darum stets überzeugt sein, weil er sich nicht einmal und irgendwo offenbart hat, sondern hundertmal und in hundert Formen, Bildern und Sprachen.

Hesse ist den Mystikern sehr nahe, wenn er schreibt: Ich glaube, dass trotz des offensichtlich Unsinnigen das Leben doch einen Sinn hat. Die Stimme dieses Sinns höre ich in mir selbst, in den Augenblicken, wo ich wirklich und ganz lebendig und wach bin. Wahrer Glaube manifestiert sich für Hesse vor allem in einer hingewandten Haltung zur Welt: *Mir liegt einzig daran, die Welt lieben zu können, sie nicht zu verachten, sie und mich nicht zu hassen, sie und mich und alle Wesen mit Liebe und Bewunderung und Ehrfurcht betrachten zu können.*

Hesses Glaube an die Einheit und Dauerhaftigkeit allen Lebens findet sich auch in einem seiner berühmtesten Gedichte:

*Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
uns neuen Räumen jung entgegenschicken;
des Lebens Ruf an uns wird niemals enden ...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!*